
Die Fäden neu verknüpfen

Linke Narrative für das 21. Jahrhundert

**Undercurrents – Forum für linke
Literaturwissenschaft, Sommer 2021, Heft 16**

Die Fäden neu verknüpfen Linke Narrative für das 21. Jahrhundert

Undercurrents – Forum für linke
Literaturwissenschaft, Sommer 2021, Heft 16

- 5 Editorial
- 8 YASEMIN DAYIOGLU-YÜCEL & WIEBKE VON BERNSTORFF
**Von Fadenspielen, Tragetaschen und
Sammler_innen.**
Mehr-als-mensch-liche Narrative für die Zukunft
- 12 AUTO_INNENKOLLEKTIV HARAWAY
XYZ – eine spekulative Fabulation
- 14 SEBASTIAN SCHWEER
**Roads not taken – Möglichkeitsdenken
und linke Narrative nach dem ‚Ende der
Geschichte‘**
- 18 CHRIS REITZ
„A Riot is a Haunt“
Militante Poetik als revolutionäre Erinnerungsarbeit
bei Sean Bonney
- 23 RAFFAEL HIDEN
**Gesellschaftszeugen: Autofiktionale
Formexperimente der Gegenwart**
- 27 MAREIKE GRONICH
**Vom Nutzen und Nachteil der Mythopoesis
für emanzipatorische Bewegungen**
Luther Blissetts Roman Q und die Folgen
- 31 SEBASTIAN SCHULLER
Durch die Maschinen!
Umfunktionierung des kapitalistischen Realismus
als Strategie linker Erzählungen im 21. Jahrhundert
- 36 JARA SCHMIDT & JULE THIEMANN
Postmigrantischer Antifaschismus
Neue Kollektive und progressive Gegenarrative
- 40 ANNA SPENER
**„Unsere Rache ist unsere Existenz.
Unsere Waffe ist die Sprache.“**
Zum desintegrativen Potenzial von Mirna Funks
Roman *Winternähe*
- 44 JULIA FRITZSCHE
Wo sehen Sie sich in fünf Jahren?
Warum wir eine neue linke Erzählung brauchen
- 47 MASSIMO PERINELLI & LYDIA LIERKE
Unerhörte Wendegeschichte(n)
Konstruktionen multidirektionalen Erinnerens

Unerhörte Wendegeschichte(n) Konstruktionen multidirektionalen Erinnerns*

MASSIMO PERINELLI & LYDIA LIERKE

Nun war Deutschland da. Vereint im Sauseschritt und ohne Chance innezuhalten, um auch nur einen Moment darüber nachzudenken, was diese Vereinigung mit der Vergangenheit zu tun hatte und wie sich in Zukunft hier die Minderheiten fühlen würden.

Wir schreiben das Jahr 1984, es ist Hochsommer und die Abgase aus den Fabriken belasten die Luft besonders stark, wir sind im alten Bundesgebiet im Westen der Bonner Republik, die Mauer ist noch nicht gefallen und die drei europaweit größten stahlproduzierenden Unternehmen in Duisburg haben schon im Frühjahr des Jahres eine Rückkehrkampagne von sogenannten „ausländischen Arbeitern“ gestartet.

Als Kinder sprachen wir daheim Türkisch, in der Schule Deutsch, auf den Spielplätzen Jugoslawisch, Italienisch, Arabisch, Griechisch. Die Polizei stigmatisierte den Stadtteil meiner Kindheit regelmäßig als „No-go-Area“ bzw. als Gefahrengelände.

*Die 1980er Jahre erscheinen mir im Rückblick als ein Jahrzehnt, das nicht friedlich war, sondern in dem versucht wurde, die Phase der Anwerbung von Arbeitsmigrant*innen zwischen 1955 und 1973 rückgängig zu machen und ihre Sesshaftigkeit zu verhindern.*

Das Feuer in dem Wohnhaus in der Wanheimerstraße 301 [in Duisburg] breitete sich sehr schnell nach oben aus. Im Erdgeschoss des Hauses waren Möbel von Nachbarn zwischengelagert. Sie gehörten im August 1984 zu den „Rückkehrern“, die am nächsten Morgen, also am 27. August, im Rahmen des „freiwilligen Rückkehrabkommens“ der Regierung Kohl eigentlich für immer in die Türkei hatten zurückfahren wollen. In dieser Nacht verloren der Familienvater Ramazan Satır und seine Töchter Remziye, Rukiye, Aynur und Eylem Satır sieben Familienmitglieder.

Die Wohnungen nahe der Berliner Mauer waren unsaniert und bei deutschen Mittelschichtsfamilien unbeliebt. [...] Die ganze Infrastruktur war ja kaputt. Ich bin ja in dieser kaputten Infrastruktur aufgewachsen und ich dachte, das wäre was Normales, also weil man hier geboren ist. Ich erinnere mich an Andere, die aus der Türkei kamen. Die waren schockiert, also die waren so schockiert, dass Deutschland so aussieht.

*Kreuzberg war immer ein Arbeiter*innenviertel und ist auch immer eines geblieben. Vor dem Mauerfall wollte hier niemand leben, weil es im Schatten der Mauer lag. Das wirkte auf jeden Fall noch nach. Die Häuser waren richtig runtergekommen.*

Die queere Community hat sich dort auch durch die linke Szene etablieren können, die sich mit der queeren Szene solidarisiert und zusammengeschlossen hatte. Das ging Hand in Hand und Schulter an Schulter. Sogar türkische Cafés haben gesagt: „Ja, wir hängen das auf. Das ist euer Leben ...“

Obwohl du an der Mauer geboren und aufgewachsen bist, hat diese Mauer mit dir nie zu tun gehabt.

Für die Staatsmacht der DDR war Rassismus nicht vorhanden. Menschen oder Politiker aus den Bruderländern durften dieses Bild nicht stören und hatten stattdessen, so scheint mir, alle Anfeindungen hinzunehmen. Aber die Realität im Freundesland DDR sah ganz anders aus: Der Rassismus hatte ein unerträgliches Ausmaß erreicht.

Bald halfen einige DDR-Bürger den Mosambikanern, Gottesdienste zu besuchen. Sie kamen mit ihren Trabis oder Wartburgs, um die Kirchgänger abzuholen, und versteckten sich solange bis sie es geschafft hatten über den Zaun [ihrer Wohnheime (Anm. d. A.) zu springen. Dann fuhren sie entweder nach Magdeburg, Bernburg oder Halle in die Kirche. Ich bin oftmals in die Disko mitgenommen worden. Wenn man mit den Deutschen kam, war man auch geschützt. Denn bei Schlägereien fühlten sie sich verantwortlich einzugreifen und dich zu beschützen.

Der traurige Höhepunkt dieses „Nichtgewollt-Seins“ war für mich der tödliche rassistische Angriff auf unseren Mitschüler Carlos Conceição nach einem Disko-Besuch in der Nacht vom 19. auf den 20. September 1987. Er wurde zusammengeschlagen und über das Brückengelände in den Fluss Bode gestoßen.

Mein Vater wollte unbedingt zu seiner Familie. Seine drei Brüder und deren Verwandte lebten alle im Westen. Doch meine Eltern hatten keine Chance. Unsere Ausreise hätte allen Mitgliedern des berühmten Sinti Swing Quintetts die lang erkämpfte Spielerlaubnis gekostet. Das wäre das Ende der DDR-Vorzeigeband, die Ende der 80er-Jahre große Erfolge feierte.

Im Spitzelbericht der Staatssicherheit heißt es, wir seien „Zigeuner“, von der Stammesgemeinschaft der „Cintys“. Und letztendlich roch auch die Musik, wie andere Kunstarten, verdächtig nach Freiheit. Mein Vater wurde wegen ihr zum ersten Mal verhaftet. Da war er 16 oder 17 Jahre alt.

*Auf dem Gymnasium war ich in meinem Jahrgang das einzige jüdische Mädchen. Meine Deutschlehrerin bat mich einmal, mich doch vor die Klasse zu stellen, damit die anderen Schüler*innen sehen konnten, dass Jüdinnen und Juden „ganz normale Menschen“ seien.*

Mauerfall (Gewalt) Dieses Gefühl, zur Mehrheitsgesellschaft nicht dazuzugehören, war in diversen Phasen meines eigenen Lebens immer präsent. So auch im Oktober 1989, als ich von der Wucht der „Deutschland“ skandierenden, Deutschlandfahnen schwenkenden Menschenmassen getroffen zunehmend gemischte Gefühle entwickelte.

Nachdem die Mauer verschwand, traten die Nationalitäten wieder in den Vordergrund, was mich sehr stutzig machte. Ich hatte mich zuvor nie mit meiner Nationalität vorgestellt. „Woher kommst du?“

Es war Donnerstagabend zwischen 20 und 21 Uhr. Ich war 13 Jahre alt und tanzte unter Aufsicht der Lehrkräfte bei der Schuldisko in einer abgedunkelten Aula in Berlin-Lichtenberg. Plötzlich

trat ein Mädchen zum DJ-Pult. Sie machte die Musik aus, nahm das Mikrofon und sagte: „Leute, geht nach Hause, die Grenzen haben aufgemacht.“

Meine einzige detaillierte Erinnerung an den 9. November 1989 ist das Loch im T-Shirt von meinem Vater. Er hat sich nicht mal seine Jacke übergezogen, als er hastig vom Fernseher aufstand und vors Flüchtlingsheim lief, um sich eine Zigarette anzuzünden. Unser Nachbar war auch schon unten. „Zid je pao.“ – „Da, da, zid je pao.“ Scheinbar ist irgendwo eine Wand eingestürzt. Sie guckten beide bedrückt.

Auch wir bejubelten den Fall der Mauer und hofften darauf, uns mit den „Wessis“, die wir heimlich bewunderten, zu vereinen.

Wir hörten es von einer Lehrerin, die sagte: die Mauer ist gefallen. Wir alle, die ganze Schule, die ganze Straße, glaube ich, sind wir (zur Mauer) gelaufen. Freude. Wirklich Freude. Wir sind da hin und wollten gerade durch die Kontrolle und dann sagt der ostdeutsche Grenzbeamte zu mir: „Die Konzentrationslager, also die Öfen gibt es immer noch.“ Sage ich: „Ja, dankeschön.“ Erst mal Schock, ne? Aber dass ich sofort eine Antwort gegeben habe, wundere ich mich. Normalerweise schlucke ich erst mal. Aber dann sage ich: „Ja, aber dann kommst du auch mit.“

Und ich war an der Oberbaumbrücke. Wir wollten also die Brücke überqueren, da haben die Ost Beamten gesagt: „Nein.“ Warum? „Ja, ihr seid ja Ausländer. Die Deutschen dürfen. Das war ein bisschen für mich, na ja, bitter, sagen wir es mal so.

Wir machten uns auf den Weg zum Kottbusser Tor, wo die zwei älteren Brüder meines Vaters im selben Haus wohnten. Es war überwältigend. Überall herrschte eine Feierstimmung. Und es war kurz auch egal, wer welcher Herkunft ist: Die türkischen Wirte – von denen ich in meiner kindlichen Naivität zuerst dachte, sie seien alle Sinti – machten ihre Kneipen auf, schenkten Menschen aus dem Osten Freibier aus.

Aber da hat man schon das Gefühl gehabt, ja, okay, die Gemütlichkeit geht verloren. Kreuzberg war ja abgeschottet sozusagen; Adalbert, Mariannen, entlang der Mauer. Auf jeden Fall kam da etwas auf uns zu, das wussten wir: [...] Und als Kinder hat man diese Wärme in Kreuzberg schon gespürt. Nach dem Mauerfall, da kamen viele Menschen hierher. Da war es nicht mehr abgelegen, sondern die Mitte von Berlin.

Nach dem Fall der Mauer habe ich mich gefühlt wie ein Objekt, ich wusste nicht, was ich begehrte, was ich liebte, welche Farben ich mochte, ob ich eine Hose oder einen Rock anziehen wollte.

Die Vereinigung war der Anfang für die Einschränkungen des Grundrechts auf Asyl und für die Abschiebung eines großen Teils der Ausländer im Osten, der auf diese Weise fast ausländerfrei geworden war. In der Folge sollten Asylheime brennen und Menschen getötet werden.

Unsere Väter lebten nicht mehr in der DDR. Sie ver-

ließen die DDR bereits vor oder kurze Zeit nach dem Mauerfall. Aufgewachsen sind wir ohne sie, mit unseren Müttern, in einer Zeit, in der die deutsch-deutsche Vereinigung mit der Zunahme rassistischer Gewalt in den 90er Jahren einherging.

*Der nationale Mythos der ‚friedlichen Revolution‘ inszeniert den Mauerfall und die ‚Wiedervereinigung‘ als Momente eines friedlichen Übergangs, einer Revolution ohne Blutvergießen, die schließlich in ‚Freiheit und Einheit‘ mündet. Indem diese Erzählung mit den migrantischen Erfahrungen dieser Zeit in Konfrontation gebracht wird, werden die Jahre 1989/90 als gewaltvoller Herstellungsprozess eines ‚nationalen Kollektivs‘ erkennbar, aus dem Migrant*innen erneut als ‚die Anderen‘ hervorgehen – und damit ist dieser Mythos in Zweifel gezogen und letztlich unhaltbar.*

*Es gab viel Nazigewalt, täglich und extrem gefährlich. Das waren bürgerkriegsähnliche Zustände, wo 30–40 bewaffnete Nazis an der Haltestelle standen und darauf warteten, irgendjemanden abfangen zu können. Ich weiß nicht, wie oft ich vor Nazis weggerannt bin. Es war absurd: Wir haben die Ukraine verlassen, weil man gesagt hat, dass Juden*Jüdinnen in Osteuropa von Antisemitismus bedroht seien und dass Deutschland eine historische Verantwortung für sie übernehme – und dann erlebst du die Farce, dass du in Ostdeutschland von Nazis umzingelt bist und um dein Leben rennen musst.*

Ganz am Ende, als die Mosambikaner für immer weggehen sollten, erlitten sie die große schwere Attacke, drei Tage lang. Es begann an einem Dienstag und dauerte bis Mittwoch, Donnerstag an. Am nächsten Tag hörten wir, dass die Angreifer fertig waren mit den Mosambikanern, denn diese verließen Hoyerswerda am Freitagmorgen. Dann entschieden sie, in die Thomas-Müntzer-Straße zu kommen. Es war ein Freitagmorgen und unsere Sozialarbeiter kamen zu uns und sagten, niemand sollte aus dem Haus gehen.

Zu dem Zeitpunkt, als wir fuhren, waren keine Nazis da, nur Bewohner von Hoyerswerda. Männer, Frauen, Kinder. Der ganze Platz war voller Leute, als wir in die Busse stiegen. Der ganze Platz. Die Bewohner waren glücklich. Es gab auch ein paar, die sich nicht freuten. Aber die große Mehrheit freute sich, als sie sahen, dass wir in den Bussen weggebracht wurden.

*Da Überlebende des Pogroms teilweise Soldaten im Vietnamkrieg waren, gab es während des Pogroms von Rostock-Lichtenhagen Evakuierungsmaßnahmen und Notfallpläne von den vietnamesischen Bewohner*innen des Sonnenblumenhauses. Dieses hohe Maß an Selbstorganisation hat vermutlich dazu geführt, dass kein Mensch in Rostock-Lichtenhagen gestorben ist. Der Mut der Überlebenden wird in der kollektiven Erinnerungskultur fast vollständig ausgeblendet und vietnamesische Stimmen kaum gehört.*

Die 1990er Jahre waren heftig. Während ich mich in der DDR vor allem in der Schule gegen antiziganistische Angriffe wehren musste, schwappte die rechte Gewalt nach der Wiedervereinigung auf die Straße über.

Genau und später dann auch Schlägereien. Deswegen ist man immer als Gruppe unterwegs gewesen, mehrere Leute, mehrere Kinder. Nach dem Vorfall habe ich mir schon Gedanken gemacht, dass die es schon ernst meinen und dass mit einigen nicht zu reden ist, dass man sich eigentlich einfach nur schützen muss. Und einige waren halt fitter und die haben sich schon echt bewaffnet auf jeden Fall.

Wir wundern uns sehr, was jetzt in den Betrieben passiert,

dass Kollegen, mit denen wir lange zusammengearbeitet haben im Betrieb und die jetzt auch anfangen: „Wollt ihr nicht zurückkehren? Wir haben jetzt hier Kollegen aus der ehemaligen DDR.“ Das hat viele auch sehr verletzt, weil sie sagen: Wir waren zehn, zwanzig Jahre im Betrieb, am selben Fließband vielleicht, haben gemeinsam gewerkschaftliche Aktionen gemacht, Streiks und alles Mögliche. Jetzt sagen dieselben Leute, zwar in netter Form: „Aber ihr solltet es euch überlegen, vielleicht geht ihr mal zurück.“ Das war für viele sehr verletzend.

Viele Migrant*innen aus der alten BRD wiederum verloren ihre Arbeit, da zahlreiche Unternehmen in den Osten umsiedelten, um ihre Produktionskosten zu senken. Für die meisten von ihnen kam ein Umzug in den Osten nicht in Frage. Die Angst vor dem immer stärker aufkeimenden Rassismus überwog. Unternehmen, die im Westen blieben, versuchten wiederum durch die Anstellung von Arbeiter*innen aus dem Osten die Löhne zu drücken, was oft zulasten migrantischer Arbeitsverhältnisse geschah.

Aber wir mussten auch lernen, dass es verschiedene Deutungsmuster gibt über die Wiedervereinigung. Bloß eines scheint immer gleich zu sein: Migrant*innen, PoC oder Blacks haben keinen Platz in der Geschichte der deutschen Wiedervereinigung.

Was wir über unsere Väter wissen, ist eine Ansammlung von Erzählungen unserer Mütter und Familienangehörigen, die wir wie ein Mosaik selbst zusammenfügen mussten, wenn wir mit Fragen über unsere Väter konfrontiert wurden.

Es ist ja richtig, dass wir in einer postmigrantischen Gesellschaft leben, aber die ist noch nicht in der Weise realisiert, wie es nötig wäre. Das hat damit zu tun, dass Juden*Jüdinnen in dieser Erzählung oft unsichtbar bleiben und dass es Teile von Deutschland gibt, in denen Migration und Vielfalt normal sind, und aber auch Teile, in denen das nicht normal und sogar gefährlich ist.

Viele Juden*Jüdinnen begreifen sich stärker als migrantische Minderheit, auch wenn sie einen deutschen Pass haben. Anders als Teile unserer Vorgängergeneration, die es anstrebten, endlich in dieser Gesellschaft vollständig anerkannt zu werden. Natürlich geht es auch in der Gegenwart um Anerkennung, aber darüber hinaus steht die Gestaltung von Gesellschaft als Migrationsgesellschaft oder Gesellschaft der Vielen zur Diskussion.

Es ist ein knallhartes migrantisches System, und es hat mir nichts gebracht, Jude zu sein. Ich wurde an die lange Migrantenleine genommen. Bei der Ausländerbehörde bin ich reiner Migrant, völlig egal, ob ich Jude bin und welche historischen Bezüge es gibt.

Ein Problem dabei ist, dass Antisemitismus in bestimmten migrantischen Milieus ein großes Problem ist, und dass Rassismus ein großes Problem ist, allgemein in Deutschland und auch in jüdischen Gemeinden.

Die Idee von Allianzen über unterschiedliche Herkunftsmilieus hinweg erscheint uns politisch fruchtbar und emotional unmittelbar einleuchtend, weil sie sich in weiten Teilen mit unseren Biographien deckt.

Trotz der anstrengenden Erfahrungen, die wir als nicht-weiße Kinder im Osten machten, und der Mühen, die es bedeutete, in Abwesenheit unserer Väter uns einen Reim auf die Gesellschaft zu machen, betrachten wir unsere Erfahrungen und unsere Biogra-

phien als eine Bereicherung. Vor allem aber wissen wir, dass wir nicht alleine sind.

Juden*Jüdinnen werden oft nur in Bezug auf die Vergangenheit gesehen und auf den Nationalsozialismus reduziert. Das erkennt die diversifizierte jüdische Gegenwart. Das ist für mich eine wichtige Leerstelle, der man sich zuwenden muss, damit Allianzen und Solidaritäten auf Augenhöhe möglich werden können.

Wir alle müssen eine Allianz bilden. Also nicht nur Minderheiten, sondern alle Leute, die in einer freien Gesellschaft leben wollen, wo du nicht bedroht wirst, weil du aussiehst, wie du aussiehst, weil du liebst, wen du liebst ...

Neulich hat mir eine Person erzählt, dass er nach der Wende mit seiner Familie nach Westdeutschland gezogen ist und die Eltern ihm gesagt haben, dass er in der Schule auf keinen Fall sagen soll, dass sie aus Ostdeutschland kommen.

So etwas Ähnliches sehe ich auch in diesem Ost-Awakening. Außerhalb dieses Ossi-Klischees entstehen jetzt ganz viele Gruppen und Initiativen, die ich so ein bisschen mit Kanak Attak vergleiche. „Ich mache jetzt Ost-Pride, aber nicht auf rechts.“

Ostdeutsche und Migrant*innen gelten in der öffentlichen Imagination als verfeindete Gruppen und lassen sich kaum anders denken. [...] Das utopische Moment auch zwischen diesen Gruppen liegt darin, sich ineinander zu erkennen, Empathie zu entwickeln und untereinander ein Band zu knüpfen.

Wir haben im Hinblick auf Stereotypisierungen zum einen festgestellt, dass drei zentrale Vorwürfe sich ähneln: 1) Ostdeutsche und Muslime sehen sich ständig als Opfer 2) Ostdeutsche und Muslime distanzieren sich nicht genug vom Extremismus und 3) Ostdeutsche und Muslime sind noch nicht richtig im heutigen Deutschland angekommen.

Die offizielle Erinnerungskultur an 1989/90, so könnte man folgern, basiert auf einem doppelten Ausschluss: Migrant*innen, für welche die 1990er Jahre zum Symbol eines ausschließenden Nationalismus und mörderischen Rassismus geworden sind, kommen darin ebenso wenig vor, wie all jene Ostdeutsche, welche die Wende vor allem als den Auftakt eines heftigen sozialen, ökonomischen und kulturellen Abstiegs erinnern.

Bleibt diese Gesellschaft eine plurale Demokratie oder wird es eher eine autokratische Demokratie – das ist letztlich die entscheidende Frage, die gerade diskutiert wird, und in dieser Frage stehen die Juden*Jüdinnen im Zentrum der Debatte. Das ist die symbolische Position, um die gestritten wird im Moment.

Das Sprechen über die eigene Geschichte, insbesondere über die bewegte Zeit der ‚Wiedervereinigung‘, ist für die vietnamesischen Communities ein verhältnismäßig neues Phänomen.

Wir hoffen, in Zukunft noch mehr Stimmen hören zu können, in denen die Geschichten von Osis of Color sichtbar werden.

Es geht darum, sich den Platz zu nehmen in der Auseinandersetzung mit dem Mauerfall und seinen Auswirkungen bis heute und für die Zukunft.

Die historiographische Kollage stellt die obenstehenden Textfragmente auf eine von vielen möglichen Weisen zueinander und steht für eine Suchbewegung nach einer gemeinsamen Wirklichkeit in der Anerkennung der radikalen Differenz ihrer Sprecher*innen. Die Autor*innen der Zitate aus *Erinnern stören* – (Post-)Migrant*innen, Juden und Jüdinnen, Roma und Sinti, ehemalige Gastarbeiter*innen und internationale Studierende, Vertragsarbeiter*innen, Ostdeutsche, Schwarze Deutsche, ehemalige Geflüchtete und Asylsuchende – sind sich kaum je begegnet und kennen sich größtenteils nicht. Ihre Stimmen und viele weitere haben sich indes in der Geschichte in den Lebenspraktiken der Menschen und ihren Communities beständig artikuliert, auch wenn sie im gewaltvollen Transformationsprozess der deutsch-deutschen Vereinigung für unerwünscht erklärt, an den Rand gedrängt, verschüttet und oftmals der offiziellen Erinnerung entzogen wurden. Demgegenüber ermöglicht die Re-Lektüre ihrer verschiedenen Narrative ein Erinnern jenseits von Herrschaftswissen. In der Verbindung formulieren die unterschiedlichen und auch widersprüchlichen Positionen eine gemeinsame kollektive Geschichte und legen sie im politisch verfassten Sprechen oder Streiten frei. Auf diese Weise öffnet sich der Raum für eine Geschichtsschreibung zum Mauerfall, die sich den marginalisierten Perspektiven verschrieben hat und die bis heute fehlt.

Die Erinnerungen zum Mauerfall aus migrantischer, jüdischer und nicht-weißer Perspektive sind kein Nachtrag und keine fehlende Ergänzung. Sie zu erzählen, ist eine politische Praxis. Es eröffnet ein grundlegendes Verständnis des gesellschaftlichen Paradigmenwechsels, der mit dem Ende des Kalten Krieges und der Nachwendzeit begann – und den wir heute, 30 Jahre später, als Geburtsmoment einer postmigrantischen Gesellschaft beschreiben und (re-)konstruieren können. Diese multidirektionalen Erinnerungen sind die Basis für eine Gesellschaft der Vielen, die um ihre Geschichte weiß und ihre Zukunft solidarisch gestalten kann.

Lydia Lierke ist Politikwissenschaftlerin und arbeitet als politische Bildnerin im Bereich Anti-Rassismus und Migration. Derzeit beschäftigt sie sich wissenschaftlich und aktivistisch mit der Migrationspolitik der DDR und ihren Kontinuitäten hinsichtlich der ostdeutschen Migrationsgesellschaft.

Massimo Perinelli ist Historiker. Er lebt und arbeitet als Referent für Migration bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung in Berlin. Er war langjähriges Mitglied von Kanak Attak, Mitbegründer der Initiative „Keupstraße ist überall“ und hat das Tribunal „NSU-Komplex auflösen“ mitinitiiert.

*Alle kursiv gesetzten Zitate stammen aus dem Sammelband *Erinnern stören. Der Mauerfall aus migrantischer und jüdischer Perspektive* (Verbrecher Verlag, Berlin 2020) und sind den Beiträgen von Sharon Adler, Emmanuel Adu Agyeman, Pablo Dominguez Andersen, Felix Axster, Mathias Berek, Hamze Bytyçi, Neco Celik, Max Czollek, Nuray Demir, Gülriz Egilmez, Naika Foroutan, Elisa Gutsche, Kathleen Heft, Dmitrij Kapitelman, Kadriye Karcı, Andrea Caroline Keppler, Evrim Efsun Kızılay, Jana König, David Kowalski, Janko Lauenberger, Lydia Lierke, Jessica Massochua, Paulino Miguel, Dan Thy Nguyen, Hannah Peaceman, Sabuha, Elisabeth Steffen, Ceren Türkmen, Alexandra Weltz-Rombach und Cynthia Zimmermann entnommen.